

Michelle de Oliveira



Bis die
Vögel
nicht mehr
sterben

Roman

P V E R
V A L G
V E R N G
L A G O

Michelle de Oliveira
Bis die Vögel nicht mehr sterben

P V E R
V A L A
E R N G
L A G O

Michelle de Oliveira

Bis die Vögel nicht mehr sterben

Roman

P V E R
V A L A
E R N G
L A G O

Pano – Ein Imprint von TVZ

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Stadt Zürich Kultur,
vom Kanton Zug und Swisslos, der Evangelisch-reformierten
Landeskirche des Kantons Zürich und der Reformierten Kirche
des Kantons Zug.



Stadt Zürich
Kultur



Kanton Zug

SWISSLOS

reformierte
kirche kanton zürich

Reformierte Kirche
Kanton Zug

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur für die
Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung
Renato Correia, Santa Cruz
Simone Ackermann, Zürich

Druck
CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-290-22082-2 (Print)
ISBN 978-3-290-22083-9 (E-Book: PDF)

© 2026 Pano – Ein Imprint von TVZ

www.pano.ch
Alle Rechte vorbehalten

Für meine Freund:innen

1

Der Zug ruckte, dann blieb er stehen. Vor dem Fenster war es dunkel. Wir steckten in einem Tunnel fest. Die Stimmung im Wagen schlug schlagartig um. Einige blickten sich fragend an, andere griffen instinktiv zu den Handys. Ich schickte ein stilles Stossgebet irgendwohin: Bitte, bitte lass mich diesen Flug nicht verpassen!

Ich blickte wieder aus dem Fenster und versuchte, etwas zu erkennen, sah aber nur die verzerrte Reflexion meines Gesichts. Ein ungutes Gefühl breitete sich plötzlich in mir aus. Mir kam der Fensterladen in den Sinn, der sich nicht hatte öffnen lassen. Er hatte für den Bruchteil einer Sekunde dasselbe diffuse Unwohlsein ausgelöst, bis er dann doch nachgegeben hatte.

Der Zuglautsprecher knisterte und rauschte, dann herrschte wieder Stille.

«Die sollen hier mal vorwärts machen, verdammt nochmal, ich habe doch nicht ewig Zeit», donnerte eine Männerstimme hinter mir. Wer hat die schon, schoss es mir durch den Kopf.

Ich zog ebenfalls mein Handy aus der Bauchtasche. 7.45 Uhr. Wir mussten schon fast am Flughafen sein. Der Flug ging um neun. Nur mit Handgepäck könnte es noch klappen.

Die Unruhe steigerte sich von Sekunde zu Sekunde, die vor wenigen Augenblicken noch vorfreudig aufgekratzten Passagiere wurden nervös. Lass es bitte bald weitergehen, flehte ich innerlich wieder. Das Letzte, was ich gebrauchen konnte, war die kollektive Empörung dieser Zufallsgemeinschaft.

«Ich habe dir doch gesagt, wir sollen mit dem Taxi zum Flughafen fahren», zischte eine Frau. Der Mann neben ihr reagierte nicht auf sie und blickte in die andere Richtung.

Wieder knisterte es im Lautsprecher, dann sagte eine Frauenstimme: «Geschätzte Fahrgäste, leider kommt es aufgrund einer technischen Störung zu einer Verzögerung der Weiterfahrt.» Es knisterte erneut, jemand murmelte etwas Unverständliches. Dann war klarer zu hören: «Grund für die technische Störung sind tote Vögel. Sie blockieren die Gleise.»

Ich bekam eine Gänsehaut. Eine dieser Art, bei der die zusammengezogenen Poren beinahe schmerzen. Dann wurde ich abgelenkt. Im Abteil wurde geraunt, gestöhnt und geflucht.

Bitte einfach weiterfahren!, wiederholte ich immer wieder lautlos wie ein Mantra. Ich wollte unbedingt nach Hamburg fliegen. Ich musste nach Hamburg fliegen! Zudem machten mir Menschen in solchen Situa-

tionen Angst. Flughäfen und Flugzeuge bringen ohnehin die schlechtesten Seiten der Menschen hervor. Als hätten alle ständig das Gefühl, sie würden zu kurz kommen, andere würden bevorzugt und sie selbst stünden abseits auf dem Posten der Verlierenden. Was aber noch schlimmer war, als Menschen an Flughäfen, waren Menschen, die bereits auf dem Weg zum Flughafen aufgehalten wurden. Zu welchen Gräueltaten eine solche Meute instand sein musste!

Ich tippte in mein Handy.

«Ich stecke im Zug zum Flughafen fest. Mit Menschen. Furchtbar!»

Die Antwort kam inert Sekunden: «Iiiii. Menschen. Erwischt du den Flug?»

«Ich hoffe es. Wo bist du?»

«Irgendwo zwischen Berlin und Hamburg, mein Zug fährt, im Gegensatz zu deinem.»

Eine zweite Nachricht kam rein. Katie. Sprachnachricht wie immer.

«Hey Mira, ich weiss, dass du in Hamburg bist. Aber ich habe eben gehört, wie Christian über dich geredet hat ... Also, wie er sich über dich beschwert hat, um ehrlich zu sein. Er hat wieder einmal die Tür offen gelassen. Wenn du zurück bist, musst du dir echt Mühe geben, sonst fliegst du wirklich bald raus.»

Dann schriftlich hinterher: «Es tut mir echt leid.»

Und: «Aber wenn du nicht mehr ständig fehlst, entlässt er dich bestimmt nicht. Die Hörer lieben dich!»

Und: «Geniesse dein Wochenende, bis am Montag.»

Menschen, die nicht alles, was sie zu sagen haben, in einer einzigen Nachricht verschicken können, sind mir suspekt und unsympathisch. Ich schob das Handy zurück in die Bauchtasche.

Papier raschelte und Alufolie knisterte, Flaschen wurden zischend geöffnet, belegte Brote, Trockenobst und Getreideriegel wurden energisch ausgepackt. Proviant, der bestimmt erst für später gedacht war, nun aber schon früher zur emotionalen Beruhigung herhalten musste. Ich kam mir vor, als wäre ich auf einer Wanderung mit dem Dorfverein.

Ich zog mein Handy erneut aus der Tasche und checkte die Flüge von Zürich nach Hamburg. Es gab einige, ich schaffte es sicher heute noch. Aber jede Stunde Verspätung, war eine Stunde weniger, die ich mit Chloe verbringen konnte.

Unser letztes Treffen lag schon Monate zurück. Chloe war für die Eröffnung einer Galerie für moderne Kunst nach Zürich gekommen. Doch seit sie eine international bekannte Künstlerin war, wollte jeder ein Stück von Chloe. Und meines war beim kurzen Besuch definitiv zu klein ausgefallen. Als sie bereits wieder mit einem Bein im Nachtzug nach Berlin stand, hatte sie mir versprochen, so bald wie möglich einige Tage freizumachen, damit wir für eine Weile so tun konnten, als wäre alles wie früher.

In den langen Wochen und Monaten, in denen wir uns nicht treffen konnten, rief ich sie oft an, wenn ich von der Spätschicht im Sender auf dem Nachhauseweg

war. Ich wusste, dass sie noch wach war. Und Chloe rief mich zu jeder Tages- und Nachtzeit an, meist dann, wenn sie vor einer weissen Leinwand auf Inspiration wartete.

Dazwischen schickten wir uns Sprachnachrichten. Wir nannten sie «Den Podcast der nichtssagenden Weisheiten.» Manche episch lang, andere mit nur zwei, drei Worten. Sie schickte mir Briefe und Bilder, ich teilte neuentdeckte Lieblingssongs mit ihr und liess Essen zu ihr liefern, wenn ich wusste, dass sie zu viel arbeitete und alles andere vergass. Kürzlich rief ich sie per Videocall an. Ich stellte zwar den Ton ab, positionierte das Handy aber so auf dem Tisch, dass ich Chloe immer im Blick hatte. Sie malte, ich moderierte und so verbrachten wir den ganzen Abend zusammen. Ich hatte keine Sekunde das Gefühl, Chloe wäre mir nicht nahe. Dennoch. Es gab Dinge, die sich leichter bereden liessen, wenn man sich nicht anschaute, sondern in die gleiche Richtung blickte, während die Knie sich leicht berührten. Ich musste nach Hamburg. Wir mussten über Gian reden. Über die Eizellen. Über Roy. Darüber, was wir noch wollten. Was keinen Platz mehr hatte. Es ruckte wieder und der Zug setzte sich ohne Vorankündigung in Bewegung. Der Mann schaute die Frau triumphierend an.

Ich stieg in die U-Bahn und setzte mich ans Fenster. Ich liebte die Fahrt vom Flughafen in die Stadt. Nicht den ersten Teil, der war langweilig. Erst wenn man in

Barmbek in die U3 umgestiegen war, fing Hamburg für mich an.

Den grössten Teil der Fahrt verbrachte man über dem Boden und immer wieder konnte ich einen Blick in die Altbauwohnungen mit Stuck und Stil werfen. Ich war überzeugt davon, dass sich dort drin die wüstesten Szenen abspielten. Dass die Menschen ihre makellosen Masken fallen liessen, wenn sie von Eppendorfs edlen Strassen nach Hause kamen, und der fürchterliche Mensch, der sie eigentlich waren, zum Vorschein kam. Ich weiss nicht, warum ich das dachte.

Ich war mit Anfang zwanzig für ein Jahr nach Hamburg gezogen, um ein Praktikum beim «Radio Schanze» zu machen. Und war masslos enttäuscht. Alle hatten mir erzählt, wie grossartig die Stadt sei. Ich war nie hier gewesen und hatte mich aus einer Laune heraus für die Praktikumsstelle beworben. Dass es tatsächlich klappen könnte, daran hatte ich nicht geglaubt.

Doch das tat es und ich zog in eine WG, die ich über ein Inserat im Internet gefunden hatte. Schnell war mir klar, warum das Zimmer so wenig kostete. Die zwei Mitbewohner waren schmierige Typen, wie Zwillinge, immer mit schweren Stiefeln und weissen Unterhemden unterwegs. Sie haben mich zwar in Ruhe gelassen, sich aber genau so wenig um Ordnung und Abwasch gekümmert.

Das Badezimmer war so klein, dass die Toilette schräg eingebaut worden war, damit die dahinter liegende

Dusche überhaupt erreichbar war. Stauraum gab es keinen und jeden Morgen ging ich mit meiner Kosmetiktasche unter dem Arm ins Badezimmer. Wie auf dem Campingplatz. Ausserdem lag die Wohnung in Barmbek, was sich als langweiliger und uncooler Stadtteil entpuppt hatte.

Es regnete jeden Tag, die Arbeitstage beim Sender waren lang und man liess mich nie ans Mikrofon. Ich hielt durch, bis ich eines Tages feststellte, dass einer der Mitbewohner jeweils mein Handtuch als Fussabtreter benutzte, um nicht den schmutzigen Badezimmerboden berühren zu müssen.

Ich zog noch in derselben Woche aus und in eine andere Wohnung ein. Allein. Die Wohnung bestand bloss aus einem einzigen Zimmer, einer winzigen Küche, in der auch die Dusche war, und einer separaten Toilette, in der man sich nicht umdrehen konnte. Ausserdem lag sie über einer Kneipe und ich wachte regelmässig auf, wenn die letzten Stammgäste vor die Tür gestellt wurden. Und sie kostete das Doppelte des Zimmerpreises in Barmbek. Aber es war meine Wohnung, sie war sauber und sie befand sich zwischen dem Schanzenquartier und dem Karolinenviertel. Auf einmal verstand ich die Leute, deren Augen leuchteten, wenn sie von Hamburg erzählten.

Ich stieg aus der U-Bahn, drehte nach rechts und nahm zwei Treppenstufen auf einmal. Die Tatsache, dass ich gleich Chloe sehen würde, liess mich beinahe fliegen.

Das Haus, wo wir uns trafen, lag nur drei Strassen von meiner damaligen Wohnung entfernt.

Die Wohnung gehörte einem Bekannten von Chloe, der gerade in Berlin war. Sie hatte mir den Code für die Eingangstür geschickt, ich vertippte mich zwei Mal und fluchte. Denn es zählten nicht nur die Stunden und Minuten, sondern auch die Sekunden. Beim dritten Versuch summte die Tür.

Es war schummrig, die Holzstufen in der Mitte ausgetreten, der Handlauf glänzte von den vielen Händen, die ihn schon berührt hatten, ein Kontrast im heruntergekommenen Treppenhaus. Ich liebte alles daran und war froh, dass wir wie früher in einer Privatwohnung untergekommen waren und nicht in einem Hotel eingeecheckt hatten. Nicht nur wegen des Geldes.

Ich klopfte dreimal kräftig an die Tür im vierten Stock und setzte meine dümmste Grimasse auf. Als Chloe öffnete, wick sie jedoch sofort einem breiten Grinsen. Ich fiel in ihre Arme und sie in meine. Chloe roch wie immer nach zu Hause und Sicherheit. Nach Sorglosigkeit und Übermut, nach Abenteuer und einer Prise Melancholie. Und etwas nach Terpentin.

Wie damals, nach der Art Performance, die sie zum Superstar gemacht hatte. Da hatte sie genauso gerochen. Chloe hatte das bekannte Werk von Yoko Ono umgedreht, und anstatt sich Stücke vom Kleid abschneiden zu lassen, wie es Yoko angeordnet hatte, hatte sie selbst auf der Bühne ein teures Designer-

Kleid in unzählige Stücke geschnitten. Danach hatte sie sich nackt und breitbeinig auf einen Stuhl gesetzt. Das Publikum konnte ihr dann mit Kleister die Stoffstücke wieder auf die Haut kleben. Ich sass beklommen im Publikum. Wie ich ihren Mut bewunderte. Wie stolz ich auf sie war.

«Mira, hallo mein Schatz», flüsterte sie in mein Ohr und schlug mir dann mit der flachen Hand auf den Hintern. «Endlich bist du da!»

Chloes Koffer stand mitten im Flur, daneben ein Stoffbeutel und ihre Schuhe. Dickes Plateau. Ich schnupperte.

«Hast du geraucht?»

«Was glaubst du denn!»

Chloe lachte laut. Ich hatte tatsächlich vergessen, dass man es spürt, dass es leichte Vibrationen auslöst, wenn sie so richtig lachte.

«Ich habe seit Weihnachten nicht mehr geraucht, und was ist jetzt? September? Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich auf diese Kippe gefreut habe. Auf diese und alle, die noch kommen werden.»

Die Schachtel lag auf der Ablage beim Eingang. Ich zog eine Zigarette raus und zündete sie an.

Dann schlüpfte ich aus meinen Turnschuhen, stieg über Chloes Koffer hinweg und blickte mich um. Die Wohnung war eigenartig verwinkelt, vermutlich waren irgendwann zwei Wohnungen zusammengelegt worden. Der Boden ächzte bei jedem Schritt und er glänzte. Ich

musste sofort auch noch die Socken ausziehen. Nackte Füße auf alten Holzdielen.

Links lag das Schlafzimmer, wo Chloe und ich das schmale Bett teilen würden. Das war immer so und würde immer so bleiben, egal wie viele Betten es gab. Daneben lag eine Art Esszimmer, vielleicht wurde es auch als Arbeitszimmer genutzt. Auf dem Regal standen alte Schallplatten, Plattenspieler sah ich jedoch keinen. Es gab Bücher über Popkultur und modernen Feminismus und einen dicken Schinken über psychologische Kriegsführung. Daneben lag eine Vulva aus Knete. Ich konnte nicht anders und hinterliess einen feinen, fast unsichtbaren Fingerabdruck auf der linken Vulvalippe. Ganz rechts sass ein Tontäubchen, das zwitscherte, wenn man es mit Wasser füllte und hineinblies.

Asche fiel von der Zigarette auf den Boden und aus der Küche hörte ich, wie ein Korken aus der Flasche sprang.

«Dürfen wir hier drin überhaupt rauchen?», fragte ich, während ich mich an den Türrahmen der Küche lehnte und inhalierte.

«Erlaubt ist, was gefällt», sagte Chloe und schenkte schwungvoll Champagner in zwei Wassergläser ein.

Chloe trug die Gläser ins Wohnzimmer, und liess sich auf die Couch plumpsen. Ich ging zum Fenster, die Wohnung lag im Dachgeschoss, und blickte auf die orangenen Schindeln der umliegenden Häuser. Eine Taube flog erschrocken auf.

«Heute früh lag eine tote Krähe auf meinem Fenstersims», sagte ich. «Sie muss gegen die Scheibe geknallt sein.»

Es war noch dunkel gewesen, als ich das Fenster geöffnet hatte. Der linke Flügel hatte sich problemlos aufschieben lassen, doch der rechte hatte irgendwie geklemmt, etwas hatte Widerstand geleistet. Ich hatte mich hinausgelehnt, um zu sehen, was störte. Weit aufgerissene Augen hatten mich angestarrt. Ich war zusammengezuckt. Ein grosser, schwarzer, toter Vogel lag auf meinem Fenstersims.

«Chloe, ein toter Vogel auf dem Fenstersims! Und tote Vögel haben die Gleise blockiert, darum blieb der Zug zum Flughafen stecken! Verstehst du?»

«Ha! Bis die Vögel nicht mehr sterben! Das sagte ich doch schon immer.» Chloe hob ihr Glas und prostete mir zu. «Wir sind hier noch lange nicht fertig.»

Nach zwei Gläsern Champagner war ich angetrunken. Ich hatte ausser einem angebrochenen Joghurt in der Früh noch nichts gegessen. Und es war bereits Nachmittag.

Während Chloe neben mir am Fenster stand und auf die Dächer blickte, bemerkte ich, dass ihre Augen glänzten. Waren das Tränen? Sie sah plötzlich sehr müde aus. Vielleicht hatte ich sie auch einfach noch gar nicht richtig angeschaut. Sie schien schmaler und zarter, zerbrechlich schon fast. Ihre Haut schimmerte seidig glatt und rosa. Klitzekleine Sommersprossen tanzten auf ihrer Nase. In ihre langen, hellbraunen Haare hatte